

Nina Power (2011): Die eindimensionale Frau. Berlin: Merve.

Mit dem *unternehmerischen Selbst* bezeichnet Ulrich Bröckling (2007) einen soziologischen Idealtypus, der die ökonomische Durchdringung des privaten und öffentlichen Lebens trefflich fasst. An seine Analyse, dass das unternehmerische Selbst nur hegemonial werden konnte, weil es sich an ein „kollektives Begehren nach Autonomie, Selbstverwirklichung und nicht entfremdeter Arbeit“ (58) nahtlos anfügen ließe, schließen die Analysen Nancy Frasers (2009) und Angela McRobbies (2010) an. Sie schärfen den Blick auf mögliche Komplizenschaft des Neoliberalismus mit bestimmten feministischen Ansprüchen. Fraser betont dabei die neoliberale Vereinnahmung und Umdeutung feministischer Überlegungen so wie dessen Kritik am „Familienlohn“ und plädiert dafür, „unsere besten Ideen [...] zurückzuerobern“ (57). McRobbie stellt in Frage, ob die verstärkte gesellschaftliche Teilhabe von Frauen, insbesondere am Arbeitsleben, tatsächlich feministischen Idealen wie der Veränderung der Gesellschaft dient, und zeigt anhand einer Analyse der Konsumsphäre auf, dass die scheinbare Unabhängigkeit und Freiheit, besonders junger Frauen, mit einem „Imperativ der Selbstoptimierung“ (109) einhergeht. Dieser sei wiederum darauf ausgerichtet, diese Frauen auf einem neoliberalen Arbeitsmarkt möglichst leistungsfähig zu machen.

Mit *Die eindimensionale Frau* greift die britische Philosophin und Journalistin Nina Power die oben skizzierten Analysen neoliberalistischer Vereinnahmung feministischer Ansprüche auf. Ihr Einsatz gilt einem Feminismus, der nicht auf „jegliches systematische politische Denken“ (7) verzichtet. Bei der Lektüre des Buches fällt zunächst der ungewöhnlich knappe und direkte Schreibstil Powers auf, der von einer kurzen Aufmerksamkeitsspanne der LeserIn auszugehen scheint. Dies verwundert nicht, wenn man in Betracht zieht, dass die Autorin seit vielen Jahren einen eigenen Blog mit dem Namen *infinite thought* führt. Die verschiedensten Themen, von der Kopftuchfrage über die Flexibilisierung der Arbeit bis zur Pornographie, werden auf diese Weise angerissen und mit prägnanten, teilweise recht pauschalen Sätzen belegt. Sie macht immer wieder deutlich, dass ihr Bemühen einem politischen Feminismus gilt, zeigt jedoch nicht systematisch auf, wie dieser zu entwickeln ist, sondern stellt fragmentarisch eine Reihe thematisch unterschiedlicher Aspekte zusammen, welche dokumentieren, dass der zeitgenössische Feminismus diese Forderung (noch) nicht erfüllt.

Das Buch beginnt mit einer Kritik an dem Gebrauch des Begriffs Feminismus von Figuren wie Sarah Palin (republikanische Vizepräsidentenskandidatin 2008 in den USA), der zu einer unerwünschten Vereinnahmung und somit einer Verwässerung dessen führe, was unter Feminismus zu verstehen sei. Explizit macht Power diese Kritik fest am Beispiel der Begrün-

dung der Kriege gegen Afghanistan und den Irak. Ein „imperialistische[r] Feminismus“ (23) führe hier im angeblichen Einsatz für Frauenrechte Krieg mit dem Versprechen der „Befreiung der Frauen“ (20). Parallel zu dem vorgegebenen Einsatz für feministische Belange muslimischer Frauen in außereuropäischen Ländern führt Power Alain Badiou's Kritik eines Kopftuchverbotes in Frankreich an. Sie betont sein Argument, dass dieses Verbot der „Logik des Marktes“ (27) folgen würde, denn nach dieser müsse jeder, auch die Mädchen, zeigen, „was sie zu bieten“ (27) haben. Mit dieser Wendung ist der Übergang zum ersten Kapitel „Die Feminisierung der Arbeit“ (29) gefunden. Wie die Autorin bereits zu Beginn deutlich machte, ist die aktuelle Situation der Frauen nur zu verstehen, wenn man den Blick auf die Arbeit lenkt. Als Feminisierung der Arbeit macht sie zwei Entwicklungen aus: die Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse und somit deren Prekarisierung sowie die zunehmende Bedeutung bestimmter Charaktereigenschaften, die als feminin gelten, so dass die „pragmatische und enthusiastische berufstätige Frau die gesamte Arbeitswelt“ (37) verkörpere. Die Arbeit am eigenen Körper und das erfolgreiche Verkaufen des eigenen Lebenslaufes sind für das weibliche (Arbeits-)Leben besonders prägende Merkmale, denen sich Power im zweiten Kapitel noch ausführlicher, mit Schwerpunkt auf die Verknüpfung von Feminismus und Kapitalismus, widmet. „Verbraucher-Feminismus“ (45) titelt sie und entlarvt das Label „Feminismus™“ (47) als eine Fälschung, da dessen Versprechung, das Leben mache Spaß durch eine entsolidarisierende Konkurrenz, genauso wenig eingehalten werden könne wie immer häufigere Selbstverletzungen, die Power als letzte „Momente subjektiven Widerstandes“ (53) versteht, dies erfüllen. Versagen sei im Feminismus™ nicht mehr vorgesehen, Schwäche dürfe sich einzig in ‚kleinen Sünden‘ wie dem scheinbar omnipräsenten weiblichen Wunsch nach Schokolade zeigen. Power fasst dies in den Satz, der auch das Cover der deutschen Ausgabe schmückt: „Ich glaube, es gibt eine ziemlich reale Erwartung, dass Frauen immer ‚Schokolade‘ sagen sollen, wenn sie jemand fragt, was sie wollen“ (59f.). Um die Herkunft dieser Frauenbilder des Feminismus™ zu ergründen, befasst sich Power flüchtig mit „Frauen im Film“ (62). In den meisten Filmen, so resümiert sie, bestehe die Aufgabe der Frauen darin, sich über Männer zu unterhalten und derart eine „Obsession für ‚den Einen‘“ (65) zu entwickeln. Überraschenderweise sieht sie in der Pornographie ein Feld, das die identifizierte feministische Rechtfertigung der veränderten Arbeitswelt und die des Konsums verbinde. Power kritisiert aktuelle Pornographie pauschal als „Money Shot“ (76), die in der Verbindung mit Kapitalismus Sex als etwas Langweiliges, das harter Arbeit bedürfe, darstelle. Idealisiert setzt sie dagegen den „Vintage Porn“ der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der vielfältige Körper zeige, bei dem die „Mitwirkenden wirklich Spaß zu haben scheinen“ (79) und in dem sich „liebvolle Umgangsweisen und Momente geteilter Zuneigung im Überfluss“ (79) finden ließen. Die Nichtbeachtung der eigenen Geschichte führe die

Pornographie heute dazu, dass sie bedauerlicherweise entfremdet sei, einem kapitalistischen Leistungswettbewerb gleiche und „nicht mehr zu überraschen“ (81) vermöge. Von der Pornographie schließt sie darauf, dass in der Konsumgesellschaft kein Platz mehr für „menschliche Lust“ (86) sei und gleichzeitig damit auch die Träume von einem „anderen Leben“ (86), die kritische Auseinandersetzung mit der Kleinfamilie und eine grundsätzliche Gesellschaftskritik aufgegeben worden seien. Dieser Kritik an der Kleinfamilie widmet sie das letzte Unterkapitel und macht die scheinbar real unmögliche Politisierung von Sex und den gesellschaftlichen Umgang mit Teenagerschwangerschaften als zwei Indikatoren aus, die den „Tod der Kleinfamilie“ (96) nach den Untergang der Welt verschieben. Der „eindimensionale Feminismus“ (101) produziere also die eindimensionale Frau und verbünde sich statt politisch zu werden mit dem Kapitalismus.

Die Fragen Powers in dem angehängten Interview mit Charlotte Roche beschränken sich auf die Themen und die Rezeption von Roches „Feuchtgebiete“ (2008) und drehen sich um die Schamhaftigkeit von Frauen und Roches Unzufriedenheit mit ihrem eigenen Körper. Das Interview scheint derart Powers Anliegen entgegenzulaufen, dass unverständlich bleibt, warum es im Anschluss an ihren Text abgedruckt wurde.

Allgemein ist dem deutschen Text anzumerken, dass Nina Powers Stil und Sprache für die Übersetzerin Anna-Sophie Springer eine große Herausforderung gewesen sein müssen. An einigen Stellen wirkt die Übersetzung sehr holprig und Blicke in den Originaltext zeigen, dass Powers Sprache im Englischen wesentlich passender erscheint, so spricht sie von „the trajectory of the money shot“ oder „their own fuck-pad“ und im Deutschen heißt es dann „die Trajektorie des Money Shot“ (76) oder „jeder sein eigenes Fick-Appartement“ (86f.).

Mit der *eindimensionalen Frau* leistet Power ohne Zweifel einen Beitrag zu dem von ihr geforderten politischen Feminismus, der sowohl gesellschaftskritisch, phantasie reich und solidarisch sein soll, insofern sie aufzeigt, an welchen Stellen dieser noch zu finden sei, beispielsweise in der Pornografie der 1910er bis 1950er Jahre und wo sich heute Handlungsbedarf ergibt. So macht sie die Problematik der aktuell unter dem Label Feminismus subsumierten Praktiken, wie der Prekarisierung der Arbeit unter dem Vorwand der Flexibilisierung oder dem Versprechen des eigenen Glücks durch Spaß und Konsum, äußerst deutlich. Wünschenswert wäre allerdings darüber hinaus eine Perspektive, die darlegt, wie ein politischer Feminismus, der der Gefahr der Vereinnahmung durch neoliberale und imperialistische Taktiken gewahr ist, gedacht und praktiziert und wie folglich die verschiedensten von Power aufgeworfenen äußerst spannenden Themen tiefergehend analysiert werden könnten. In dieser Hinsicht wäre es mit Sicherheit lohnenswert sowohl anschließend an die aufgezeigten Analysen Frasers und McRobbies als auch mit Gayatri Spivaks Untersuchungen Powers Ideen weiterzuführen.

Spivak hat einen imperialistischen Feminismus, wie in Power hinsichtlich des Afghanistan- und Irakkrieges zu Recht anprangert, bereits in „Can the Subaltern Speak“ (1988) mit der Formulierung ‚white men saving brown women from brown men‘ deutlich benannt.

Insgesamt lässt der fragmentarische und pointierte Stil Powers *Die eindimensionale Frau* zu einer kurzweiligen und unterhaltsamen Lektüre werden. Lesenswert ist diese allemal, gerade ihre ausgesprochen scharfen Formulierungen bringen in der Vielfalt der Themen ihre Kritik an einem Spaß- und Karrierefeminismus, dem Feminismus™, gelungen zum Ausdruck und regen zum Weiterdenken an.

Selma Haupt

Hille Haker (2011): Hauptsache gesund? Ethische Fragen der Pränatal- und Präimplantationsdiagnostik. München: Kösel.

Wenngleich Hille Haker Professorin für Theologische Ethik ist, ist eine Rezension dieses wichtigen Diskussionsbeitrages in einem erziehungswissenschaftlichen Jahrbuch mit einer ausgewiesenen Geschlechterperspektive durchaus zu rechtfertigen: Denn die Frage nach der ‚Freisetzung des Subjekts‘, die in diesem Jahrbuch gestellt wird, berührt zentral auch die Frage nach der Bedeutung von Elternschaft in Zeiten zunehmend erweiterter Pränatal- und Präimplantationsdiagnostik.

Hille Haker geht es um eine explizit an Kant anschließende ethische Reflexion von Elternschaft als sozialer Praxis, die sie in ein Dreieck von Wollen, Können und Sollen stellt. Damit möchte sie den Care-Ethiken der jüngeren Vergangenheit eine zusätzliche Dimension der sozialen Verantwortung (des ‚Sollens‘) beistellen, denn „eine rein beziehungsorientierte Sorge-Ethik hat das Problem, dass sie zwar das Phänomen der Sorge recht gut beschreiben kann, aber den Verantwortungsrahmen trotzdem nicht angemessen abbildet“ (242). Für diesen Zusammenhang habe die feministische Theorie richtigerweise auf die nur relationale Autonomie menschlicher Existenz verwiesen (43).

Die Perspektive des ‚Sollens‘ nimmt Haker dabei nicht in einer abstrakt philosophischen Form auf, sondern in einer, wie sie schreibt, notwendig sozial- und geisteswissenschaftlich informierten Reflexion, die der medizinischen Bioethik durchaus kritisch gegenüber zu treten habe (22). Dabei zielt sie nicht auf verallgemeinerbare Lösungen, sondern steckt einen weiten sozial-, medizin- und rechtshistorischen Rahmen ab, in welchem die veränderten Verständnisse von Fortpflanzung neu zu bewerten sind: Denn durch die his-

torisch neuen Formen, Familie zu sein, aber auch durch die veränderten medizinischen Möglichkeiten bei einer inzwischen etwa sechzig Jahre andauernden vollständigen Medikalisation von Schwangerschaften insgesamt, seien Sinn und Bedeutung von Fortpflanzung neu zu bestimmen (31).

Insofern sei es auch ein – beabsichtigtes – Missverständnis, Elternschaft traditionell noch als ausschließlich private Nahbeziehung zu verstehen und so auch beispielsweise Entscheidungen über die Implementierung von befruchteten Eizellen und/oder das Austragen eines Kindes allein als private Angelegenheit zu betrachten, denn dies verdränge die neue

„Dimension der Elternschaft unter den Bedingungen der modernen Fortpflanzungsmedizin. Sie individualisiert moralische Fragen und verengt sie auf die Entscheidungssituation vor oder während der Schwangerschaft. Damit gerät der historische, soziale und vor allem der biomedizinische Kontext aus dem Blick, der jedoch neue Rahmenbedingungen schafft.“ (53)

Die von der zweiten Frauenbewegung geforderte ‚reproduktive Autonomie‘ bekomme in jüngerer Zeit durch die einseitigen ökonomischen Interessen der Pränataldiagnostik einen merkwürdigen Beigeschmack: Derzeit fände „das größte nach dem Zweiten Weltkrieg durchgeführte Bevölkerungs-Screening statt“, denn die Möglichkeiten der ausgedehnten nicht-invasiven diagnostischen Verfahren würden eine aktive Distanzierung nahezu unmöglich machen (99f.). Dennoch werde den Frauen bzw. den Eltern signalisiert, ihre nicht selbst absichtlich herbeigeführte Dilemmasituation über Annahme oder ‚Verwerfung‘ von Embryonen bleibe fraglos autonom. Als gesetzliche Grundlage für solche ubiquitären Screenings diene die Diagnose einer ‚Risikoschwangerschaft‘ (zwischen 1970 und 2000 stiegen diese von weniger als der Hälfte auf inzwischen zwei Drittel aller Schwangerschaften an (vgl. 108)), denn ‚Risikoschwangere‘ müssen solche Tests aktiv verweigern. Deutschland nehme dabei mit seiner Dichte an Ultraschalluntersuchungen einen weltweiten Spitzenplatz ein (114). Insofern könne inzwischen von einer ‚Schwangerchaftsüberwachung‘ gesprochen werden, deren implizites, wenn nicht explizites Ziel darin besteht, Kinder mit nachweisbaren ‚Fehlbildungen‘ oder Abweichungen zu identifizieren“ (117, Herv.i.O.). Hier bleibe wenig Platz für ‚Beziehungskomponenten‘ oder ‚individualisierte Betrachtungen‘ und deren gesellschaftliche Kontextuierung (123), zu der inzwischen auch die 2009 in der Bundesrepublik in Kraft getretene UN-Behindertenrechtskonvention zähle. Nur vor diesem komplexen Hintergrund lasse sich eine sozial kontextuierte, aber dennoch individuelle authentische Entscheidung fällen, die zugleich, und dieser Befund lässt sich auch mit der Studie von Marion Baldus (2006) untermauern, keineswegs nur rationalen Argumenten folgt, wie gerne behauptet wird (146).

Darüber hinaus, und dies erachte ich als einen weiteren Kernpunkt dieses Buches, stellt Haker fest, dass Schwangerschaft im Zuge dieses Einsatzes biotechnischer Verfahren nicht mehr schlicht die Annahme, sondern statt dessen

zunehmend die Auswahl des Anderen impliziere, denn die Annahme des Anderen stehe inzwischen immer unter Vorbehalt: Das werdende Kind erhalte erst einen Namen, einen sozialen Ort und damit auch eine soziale Bindung, wenn die gesundheitlichen Checks der seit den 1980er Jahren ansteigenden medizintechnischen Diagnostiken gewissermaßen ein ‚go‘ signalisiert hätten. „Nicht die ‚gute Hoffnung‘, sondern der Vorbehalt, das Hinauszögern der Annahme des Kindes und der eigenen Elternschaft, bestimmt so die ersten Schwangerschaftsmonate“ (159). Zusammenfassen lasse sich diese Entwicklung von ansteigenden diagnostischen Möglichkeiten („Chance“) zu einer inzwischen erzwungenen selektierenden Wahl („Choice“). Dies verschärfe sich noch mit dem anwachsenden Stellenwert der Präimplantationsdiagnostik, die sich inzwischen zum Ziel gesetzt habe, auch die Anzahl von Fehlgeburten zu verringern und sich so im Dienste der bestmöglichen Startbedingungen eines Kindes sehen möchte, gar als selbst ernannter Garant für mehr ‚Chancengerechtigkeit‘ (187) – wobei Haker die bundesrepublikanische Rechtslage im internationalen Vergleich als noch relativ restriktiv herausstellt.

Um einem Missverständnis vorzubeugen: Hille Haker votiert keinesfalls für ein ‚Zurück zur Natur‘, sondern für eine Reflexion sozialer Elternschaft unter den neuen Bedingungen der Reproduktionstechnologien und familiären Bindungen, die soziale Elternschaft nicht mehr zwingend an die biologische Kopple. Die Lücke der ethisch weitgespannten Diskussion zwischen Embryonen und Föten als reinem ‚Körpermateriale‘ und ‚selbständigen Individuen‘ könne letztlich aber nicht abstrakt geschlossen werden. Sie werde nur in einer verantwortungsvollen, informierten Entscheidung im jeweiligen Einzelfall auf der Ebene individueller sozialer Beziehungen gefüllt (246).

Dieses Buch ist absichtsvoll an (werdende) Eltern adressiert und verzichtet daher zur besseren Lesbarkeit auf viele Referenzen – es ist aber keinesfalls populärwissenschaftlich einzuordnen. Vielmehr thematisiert es äußerst kenntnis- und facettenreich und zugleich wenig suggestiv das Problem des Wunsches von Eltern, ein gesundes Kind zu bekommen. Dieser Wunsch „sei weder egoistisch noch in irgendeiner Hinsicht unangemessen. Die Frage ist einzig, was geschieht, wenn dieser Wunsch zu einer Erwartung an andere, in erster Hinsicht an die Ärzte und indirekt an die Gesellschaft und ihren Rechtsrahmen wird“ (142).

Hille Haker hat einer öffentlich nicht mehr sichtbaren Frauenbewegung, die sich einmal zentral auch mit der Frage der Reproduktion befasst hat, eine wichtige Lektüre vorgelegt und die weitgehend individuellen Erfahrungen mit Pränatal- und Präimplantationsdiagnostiken systematisiert mit dem Befund, dass Schwangerschaften immer weniger der subjektiven Erfahrung anheim gestellt werden als vielmehr bevölkerungspolitischen Eingriffen in einer inzwischen fraglosen Selbstverständlichkeit unterworfen sind. Schwangerschaft ist kein individuelles biographisches Ereignis mehr, sondern ein drohendes Risiko, das laufend kritisch medizinisch beobachtet werden muss und

jederzeit möglichen externen Eingriffen ausgesetzt ist, deren normative Grundlagen schlicht undiskutiert bleiben. Diese Erfahrung ist in den vergangenen 30 Jahren in der Tat allgemein geworden. Und sie verlangt dringend nach einer neuen breiten gesellschaftlichen Debatte, für die hier die wesentlichen Facetten aufgefächert werden. Mögen dieser Band ebenso wie die von Marion Baldus (2006) und von Andrea Strachota (2006) vorgelegten Untersuchungen zur Pflichtlektüre einer neuen öffentlichen Debatte um die sogenannte ‚autonome Reproduktivität‘ werden, denn das Private ist immer (noch) politisch.

Vera Moser

Petra Hoffmann (2011): Weibliche Arbeitswelten in der Wissenschaft. Frauen an der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1890 – 1945. Bielefeld: transcript.

Nicht nur die deutschen Universitäten taten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts schwer mit der Zulassung von Studentinnen und der Aufnahme von Wissenschaftlerinnen. Auch die Akademien der Wissenschaften, die sich seit dem 18. Jahrhundert in einzelnen deutschen Staaten herausgebildet hatten, integrierten die neuen Kolleginnen nicht ohne Vorbehalte. In Vorbereitung der 300. Wiederkehr der Gründung der Kurfürstlich Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften im Jahr 2000 richtete ihre Nachfolgerorganisation – die heutige Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften – eine Arbeitsgruppe „Frauen in Akademie und Wissenschaften“ ein. Diese machte die Einbeziehung sowie die Ausgrenzungen von Frauen aus den Wissenschaften in Geschichte und Gegenwart zum Gegenstand ihrer Arbeit. Neben verschiedenen Sammelbänden,¹ die die Tagungen im Jubiläumsjahr dokumentieren, sind in den letzten Jahren zwei Monographien erschienen, welche die allgemein gehaltene Fragestellung in verschiedenen wissenschaftlichen Feldern konkretisierten.²

Die 2008 als Dissertation an der Humboldt-Universität zu Berlin angenommene Arbeit gehört in diesen wissenschaftsgeschichtlichen Kontext. Die Historikerin und Soziologin Petra Hoffmann formuliert als Zielsetzung ihrer

-
- 1 Wobbe, Theresa (Hrsg.) (2002): Frauen in Akademie und Wissenschaft. Arbeitsorte und Forschungspraktiken 1700–2000. Forschungsberichte der Interdisziplinären Arbeitsgruppen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Band 10. Berlin.
 - 2 Wobbe, Theresa (2003) (Hrsg.): Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Forschungsberichte der Interdisziplinären Arbeitsgruppen, Band 12. Bielefeld: transcript.
 - 2 Vogt, Anette et al. (Hrsg.) (2007): Vom Hintereingang zum Hauptportal? Lise Meitner und ihre Kolleginnen an der Berliner Universität und in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Stuttgart.

Arbeit: „Die Aufgabe dieser Studie ist es, den Einbeziehungsgrad von Frauen in die Wissenschaft und Forschungsverwaltung im frühen 20. Jahrhundert zu erforschen und einen Beitrag zur Geschichte von Frauen sowie zur Erhellung der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft zu leisten“ (8). Um diesen Sachverhalt für die Preußische Akademie der Wissenschaften näher zu betrachten, wählte Hoffmann einen organisationssoziologischen Zugang, bei dem „die von Frauen geleistete Arbeit, ihre Repräsentation und Anerkennung ebenso in den Blick geraten wie die organisierten Rahmenbedingungen und disziplinären Kontexte“ (13) und der in der gegenwartsbezogenen Geschlechterforschung schon erfolgversprechend genutzt worden sei. Die Materialbasis ihrer Untersuchung bilden im Wesentlichen gedruckte und ungedruckte Quellen aus dem Akademiearchiv. Dazu gehören Sitzungsberichte, Jahrbücher, Jahresberichte der akademischen Kommissionen, Personalakten und Kommissionsakten. Da Hoffmann weiterhin von der These ausgeht, „dass die Einbeziehung von Frauen sehr eng mit dem Wachstum und dem Wandel der Forschungsarbeiten zusammenhing“ (9), ist es nur logisch, dass das erste Kapitel die Akademie und die Veränderungen bezogen auf die Organisation wissenschaftlicher Arbeit selbst zum Gegenstand hat. Nach einer kurzen Beschreibung der gelehrten Gesellschaft befasst sich die Autorin mit der Zuwahlpolitik, d.h. mit dem Verfahren, nach dem neue Mitglieder in die Akademie aufgenommen und somit deren wissenschaftliche Leistungen gewürdigt wurden: Zugewählt wurden Wissenschaftler auf Vorschlag von Akademiemitgliedern. Ob sie nun als ordentliches oder als korrespondierendes, d.h. nicht in Berlin ansässiges, Mitglied die Berliner Forschungselite komplettierten, auf jeden Fall blieb dieser Kreis bis zur Aufnahme von Lise Meitner 1949 ein rein männlicher. Die Verdienste einiger weniger Wissenschaftlerinnen würdigte man mit der Verleihung der seit 1912 zu vergebenden Leibniz-Medaille.

Im zweiten Kapitel stehen die Forschungsarbeiten der Akademie im Zentrum der Betrachtung. Im frühen 20. Jahrhundert bildete nicht mehr der gelehrte Austausch der Akademiemitglieder sowie die Auslobung und Beurteilung von Preisaufgaben den Kern der Arbeit. Vielmehr war die Aufgabe dieser Einrichtung im deutschen Kaiserreich zum einen die historisch-philologische Grundlagenforschung, die sich vorrangig in großen Editionsprojekten, in der Erstellung von Wörterbüchern und in der Zusammenstellung von Handschriftenkatalogen zeigte, und zum anderen eine beschreibend-einordnende Forschung im naturwissenschaftlichen Bereich, welche Sternkarten produzierte und Pflanzenverzeichnisse erstellte, zu fördern. Diese Forschungsvorhaben waren als Groß- und Langzeit-Projekte angelegt, die nun mit einem umfangreichen Mitarbeiterstab, in dem zunehmend Wissenschaftlerinnen aufgenommen wurden, betrieben werden mussten. Selbst der politische Systemwechsel 1933 hätte – so die Verfasserin – zu keiner Unterbrechung oder Einstellung dieser Projekte geführt. Erst mit der Neuorganisation

der Akademie 1938/39 wäre es zu einer Veränderung in der Zusammensetzung der Mitarbeiterschaft und zu „partielle[r] Neuausrichtung einzelner Unternehmungen“ (69) gekommen. Arbeitsteilung und Spezialisierung sowie Funktionalisierung wissenschaftlicher Arbeit hätten schließlich dazu geführt, dass den ordentlichen Mitgliedern in den Kommissionen nun vorrangig Aufsichts- und Leitungsfunktionen zukamen, während die eigentliche Forschungsarbeit von Männern und Frauen betrieben wurde, die als wissenschaftliche ‚Hilfsarbeiter‘ zeitlich begrenzt die Akademie als Arbeitgeber hatten.

Gerade in dieser Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Arbeit sieht Hoffmann eine Möglichkeit, dass Frauen Zugang zu Forschungsarbeiten finden. Zunächst waren es Ehefrauen, die ihre Männer auf Forschungsreisen begleiteten und diese Unternehmungen dann dokumentierten (z.B. Margarthe Lenore Selenka), bei Feldforschungen mitwirkten (z.B. Maria Dahl) oder bei der Erarbeitung des deutschen Rechtswörterbuchs (z.B. Frida Schröder) Zuarbeit leisteten. Der Professor, das Akademiemitglied, präsentierte sich in diesem Feld mit seiner Ehefrau als Arbeitspaar. Ehefrauen und Töchter traten in diesem Zusammenhang als ‚Hilfsarbeiterinnen‘ und Netzwerkerinnen auf, die z.T. für ihre Arbeit auch bezahlt worden waren. Hoffmann bezeichnet diese familiär gebundenen Wissenschaftlerinnen als „Übergangsfrauen“, die zwischen Tradition und ‚moderner Weiblichkeit‘ standen“ (159).

Über die Tätigkeiten der Laborantin, der chemisch-technischen oder der medizin-technischen Assistentin und der Sekretärin entstanden nach dem Ersten Weltkrieg nicht nur in den wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen neue Berufsmöglichkeiten für Frauen. Von der ersten Bibliothekarin (1914) an steigerte sich die Zahl der weiblichen wissenschaftlichen Hilfskräfte und Verwaltungsangestellten in der Berliner Akademie bis zu Beginn des Zweiten Weltkrieges. Mehr als die Hälfte der Arbeitsplätze waren von Frauen besetzt, die Hilfsarbeiten ausführten und wissenschaftliche Forschungen unterstützten.

Im letzten Kapitel wendet Hoffmann sich den Wissenschaftlerinnen zu. Für Wissenschaftler war die Akademie mehrheitlich ein Ort, um Promotions- und Habilitationsschriften anzufertigen sowie eine vorübergehende wissenschaftliche Beschäftigung bis zum Ruf an eine Universität zu finden. Für Wissenschaftlerinnen zeigte sich ein anderer Verlauf. Zunächst fanden ausländische oder im Ausland qualifizierte Wissenschaftlerinnen in verschiedenen Projekten Anstellungen als wissenschaftliche Hilfsarbeiterinnen. In den 1920er Jahren kamen dann Frauen hinzu, die ihre akademische Ausbildung an einer deutschen Universität abgeschlossen hatten. Bis 1945 konnte Hoffmann 90 – oft nur kurzfristig angestellte – Forscherinnen nachweisen. Davon zählte über die Hälfte zur Deutschen Kommission. Viele arbeiteten auch in der historisch-philologischen Abteilung mit, während im naturwissenschaftlichen Bereich der Akademie nicht einmal ein Dutzend Wissenschaftlerinnen

verzeichnet waren. Bezüglich der Förderung junger Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in der Akademie kommt Hoffmann zu dem Schluss: „Männer werden ausgebildet, Frauen arbeiten“ (273). Eine gezielte Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses machte sie nur bei „etablierte[n] Außenseiter[n]“ (277) aus, die als Mentoren – z.B. der Dialektforscher Ferdinand Wrede für die Germanistin Luise Berthold, der Anglist Willy Bang-Kaup für die Orientalistin Annemarie von Gabain – die wissenschaftliche Karriere aktiv mitgestalteten.

Dass es nicht in der Breite zu einer gezielten Förderung weiblicher Wissenschaftlerinnen in der Akademie kam, führt Hoffmann auf das Fehlen formaler Förderstrukturen zurück, denn erst diese würden geschlechtsspezifische Diskriminierungen begrenzen. Eine Forschungstätigkeit in der Akademie brachte für Wissenschaftlerinnen Anerkennung aufgrund ihrer „Spezialkenntnisse und ihres Expertenwissens“ (347), gleichzeitig begrenzte diese Spezialisierung aber die Karrierechancen in der Universität auf dem Weg zum Ordinariat.

Es ist zweifellos ein Verdienst der Arbeitsgruppe „Frauen in Akademie und Wissenschaften“ den Blick von den Anfängen des Frauenstudiums hin auf die Wissenschaftlerinnen jenseits der Alma Mater gelenkt zu haben und die weiblichen Arbeitskräfte in diesem Feld sozial zu differenzieren. Obwohl sich der Untersuchungszeitraum über drei verschiedene politische Epochen spannt, ist es doch erstaunlich, wie wenig Bedeutung diesen Epochengrenzen beigemessen wird. Gerade für den Systemwechsel 1933 sind einige Widersprüchlichkeiten auszumachen. In der Einleitung heißt es: „Nach den bisherigen Kenntnissen stellte das Jahr 1933 keine deutliche Zäsur auf der Arbeitsebene der Akademie dar, und die Forschungsarbeit wurde von den politischen Veränderungen nur wenig beeinflusst“ (23). Aber nur wenige Seiten später ist zu lesen, dass 16 Mitglieder aus religiösen und politischen Gründen die Akademie verließen bzw. verlassen mussten. Zum Schluss wird dann nochmals resümierend festgehalten: „nur wenig deutet darauf hin, [...] [dass; E.G.] 1933 eine Zäsur darstellt“ (300). Sollten die Akademieprojekte in ihrer inhaltlichen Arbeit keine radikale oder schleichende Neuausrichtung erfahren haben – wie von der Autorin behauptet –, dann müsste dies aber über die Beschreibung und Analyse der inhaltlichen Projektarbeit nachgewiesen werden.

Edith Glaser

Barbara Rendtorff (2011): *Bildung der Geschlechter*. Stuttgart: Kohlhammer.

In den letzten Jahren gibt es eine breite öffentliche Diskussion über Mädchen und Jungen in der Schule und in anderen Bildungseinrichtungen. Ein Hauptaugenmerk gilt dabei der vermuteten Korrelation zwischen Bildungserfolg und Geschlechtszugehörigkeit bzw. der zwischen Bildungsungleichheit und Geschlecht. Barbara Rendtorff hat mit ihrer im Jahr 2011 erschienenen Publikation *Bildung der Geschlechter* ein Werk vorgelegt, das viele innovative Impulse für diese oftmals pauschale Diskussion liefern kann. Adressiert ist das Buch an PädagogInnen und kann als ein theoretisches Grundlagenwerk für angehende LehrerInnen gewertet werden, dient gleichzeitig aber auch PraktikerInnen in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen zur Reflexion eigenen Handelns.

Viele PädagogInnen stehen vor der Frage, wie sie sich in Bezug auf Geschlechtereffekte positionieren können. Ist eine Dramatisierung oder Ent-Dramatisierung von Geschlecht angesagt? Das Buch versteht sich keineswegs als Handlungsanleitung, dennoch werden viele Fragen aufgegriffen, die PädagogInnen beschäftigen: „Wie entstehen Geschlechtereffekte? Woher kommen sie? Welche Bedeutung haben sie? Warum sind sie so überdauernd?“ (Klappentext).

Bildung der Geschlechter – hinter diesem Titel verbergen sich zwei wesentliche Aspekte der Bildung, die miteinander verwoben sind. Auf der einen Seite ist der Bildungsbegriff eng mit Erziehung und Lernen in Institutionen verbunden, mit Wissensvermittlung, Leistung sowie dem Erlernen von Kompetenzen. Auf der anderen Seite steht die Frage danach, wie die Kategorisierung und das binäre System von Mädchen und Jungen, Frauen und Männern geschaffen wird, wie also, um mit Beauvoir zu sprechen, Mädchen zu Mädchen gemacht werden und sich zu dieser konstruierten Gruppe der Mädchen zugehörig fühlen. Zwei Ebenen der Bildung der Geschlechter werden in den Fokus gerückt: Die alltäglichen Konstruktionen der Geschlechter einerseits und deren kulturelle und historische Einbettung andererseits.

Die Schrift wurde von der Autorin in drei große Kapitel differenziert. In einem ersten Teil nimmt Rendtorff eine historische Perspektive ein, um aufzuzeigen, welche Bildungskonzepte und Vorstellungen von *Bildung der Geschlechter* sich in den letzten zwei Jahrhunderten mit welchen Effekten etablieren konnten. Dabei werden die strukturellen Gegebenheiten aber auch deren Konsequenzen für das Denken und Handeln der Menschen analysiert. Barbara Rendtorff argumentiert in ihrem Buch mit Rückgriff auf die historischen Grundlagen einer geschlechtsspezifischen Bildung. Sie sieht die Notwendigkeit, dass sich PädagogInnen in einen historischen Kontext stellen und sich als „historisch Gewordene“ erkennen (9). Das bedeutet aber nicht, dass

gegenwärtige hierarchische Strukturen damit begründet werden, dass sie nun schon immer so gewesen wären und somit – quasi naturalisierend – weibliche und männliche Positionen und Sphären zementiert werden. Ganz im Gegenteil: Die Autorin verweist darauf, dass die Bildung der Geschlechter veränderbar ist und dass Pädagoginnen und Pädagogen aktiv an diesen Veränderungen partizipieren. Dieser Aspekt ist wichtig, zeigt er doch deutlich die Verantwortung, die ErzieherInnen und LehrerInnen für die Bildung der Geschlechter haben. *Bildung* bezieht sich hier auf die aktive Förderung eines geschlechtsstereotypen Verhaltens, sei es in Form der Förderung des Spielens in der Bauecke für Jungen im Kindergarten oder der Übertragung von Disziplinierungsaufgaben an Mädchen in der Grundschule durch LehrerInnen.

In einem zweiten großen Teil wendet sich die Wissenschaftlerin geschlechtstypischen Aspekten in Kindheit und Jugend zu. Grundlegende Fragen der Geschlechterforschung werden thematisiert: Was ist Geschlecht? Wie wird Geschlecht sozial konstruiert? Wie werden aus Kindern Mädchen und Jungen? Inwieweit hat ein mögliches geschlechtstypisches Verhalten seinen Ursprung in biologischen und/oder hormonellen Ausstattungen oder muss es als Effekt kultureller und sozialer Beeinflussungen gewertet werden? Nach einem ausführlichen Abwägen der Pro- und Kontra-Argumente zu beiden Positionen kommt Barbara Rendtorff zu der vielleicht banalen, aber auch zutreffenden Aussage „nichts Genaueres weiß man nicht“. Nichtsdestotrotz überzeugt ihre Feststellung, dass sich kein direkter Zusammenhang zwischen biologischen Anlagen und geschlechtsstereotypen Verhalten aufzeigen lässt. Viel eher diskutiert sie überzeugend, welche Bedeutung den gleichgeschlechtlichen Peers für Jungen zur Entwicklung ihrer Männlichkeit zukommt. Ebenso wie Bourdieu die homosoziale Gruppierung für Jungen und Männer als eine Schlüsselkonstellation im ‚ernsten Spiel des Lebens‘ skizziert, so betont auch Rendtorff die Bedeutung der männlichen Gruppe zum Erlernen von Männlichkeit. Der sozialen Konstruktion von Geschlecht gilt ihr Interesse. Die Herausbildung einer geschlechtsspezifischen Identität, in der es zu einer Übereinstimmung des von außen erwartenden und des erlebten Geschlecht kommt, bleibt ein lebenslanger Prozess, in dem das körperliche Geschlecht nicht die wichtigste Komponente zu sein scheint, so Rendtorff.

Der Schule kommt eine wichtige Aufgabe im Erziehungs- und Bildungsprozess zu. Barbara Rendtorff startet hier eine spannende Analyse, indem sie aufzeigt, wie sich Mütter- und Väterbilder beginnend mit Comenius entwickelt haben, welche Brüche aber auch Linien verfolgt werden können. Während Comenius im 16. Jahrhundert der Mutter und den Familien einen umfassenden Bildungsauftrag zuteilwerden ließ, veränderte sich dies um 1800 als die Aufgaben der Mütter eher im erzieherischen denn im Bildungsbereich angesiedelt wurden. Vergleichbare Tendenzen kennen wir heute sowohl in den Familien als auch in den institutionellen Erziehungs- und Bildungseinrichtungen. Je kleiner die Kinder, je größer die pflegerischen und Erzie-

hungsaufgaben, um so eher finden wir in den Einrichtungen Frauen. In welcher Form Pädagogen in den letzten Jahrhunderten diesen Prozess forciert haben, wird von Barbara Rendtorff beeindruckend analysiert. Die Debatte um ‚zu viele Lehrerinnen‘ in der Grundschule bekommt mit diesen Erkenntnissen eine interessante Wendung.

Im dritten Teil von *Bildung der Geschlechter* wird konkret die Situation von Mädchen und Jungen und deren Bildungserfolg thematisiert. Gleichzeitig gilt die Diskussion der Koedukation versus Monoedukation. Schulische Leistungsprofile werden nicht nur in der öffentlichen, sondern auch in manchen wissenschaftlichen Publikationen in enger Korrelation zum Geschlecht gedeutet. Hierin sieht Rendtorff eine zu kurz gegriffene Interpretation und verweist – wenn dieser Begriff in ihrem Buch auch nicht fällt – auf einen intersektionalen Blick, der die Differenziertheit innerhalb der Gruppierung von Mädchen und Jungen einbezieht. Neben den Erwartungshaltungen der Eltern, die den Schulerfolg mit beeinflussen können, scheinen vor allem die Lehrkräfte Leistung geschlechtsstereotyp zu bewerten und somit der Konstruktion der Geschlechter Vorschub zu leisten. Überzeugend zeigt die Autorin auf, wie sich die in den unterschiedlichen Erziehungs- und Bildungseinrichtungen entwickelten Stereotype in einer gesellschaftlichen Arbeitsteilung fortsetzen.

Das vorliegende Buch ist gerade deshalb so interessant, weil es die wesentlichen Elemente der Bildung der Geschlechter umfassend und differenziert analysiert. Manchmal wünscht man sich als LeserIn nach dieser Differenziertheit eine ‚richtige‘ Antwort, eine Antwort darauf, was Geschlecht nun ‚wirklich‘ ausmacht, welche Bedeutung das biologische Geschlecht ganz konkret hat oder wie Erziehungsprozesse genau auf die Stereotypenbildung wirken und ob Monoedukation oder Koedukation die Lösung ist. An manchen Stellen wünscht man sich als LeserIn auch ein paar konkrete Tipps zur Umsetzung in der pädagogischen Praxis. Doch das ist nicht das Anliegen von Barbara Rendtorff. Ihr Anliegen ist es, gerade die Materie der Bildung der Geschlechter in ihrer Komplexität zu zeigen und die populärwissenschaftliche Diskussion, die einfache Lösungen bereithält, zu kritisieren. Die gewünschte Antwort findet Rendtorff dann doch noch zum Schluss: „Das Kunststück besteht darin, in Kenntnis der Komplexität des Sachverhalts und wissend um die eigene Verstrickung zu handeln, ohne zu dramatisieren, aber auch ohne zu vereinfachen“ (124).

Die Lektüre des Buches ist lohnenswert. Sie ist deshalb lohnenswert, weil die Komplexität der Bildung der Geschlechter in strukturierter, klarer Form erklärt wird und weil sie zur Reflexion über die eigene Bildung der Geschlechter einlädt. Letzteres ein Muss für jeden Pädagogen und jede Pädagogin.

Cordelia Fine (2010): Delusions of Gender. The Real Science Behind Sex Differences. London: Icon Books LTD.

Männer und Frauen sind einfach unterschiedlich! Nein, es geht nicht mehr um die Abwertung eines Geschlechts gegenüber dem anderen, aber die Erkenntnisse über biologische Geschlechterunterschiede – oder, wie Cordelia Fine es beschreibt, – über die ‚hard-wired‘ Differenzen im Gehirn, müssen nun einmal anerkannt werden, um beiden Geschlechtern die Auslebung ihrer spezifischen Potentiale zu ermöglichen. Diese Botschaft prägt den modernen Umgang mit neurowissenschaftlichen Erklärungen im populärwissenschaftlichen Diskurs, den kuragierte Ritter der Wahrheit (XXV) in die Welt tragen. Cordelia Fine räumt in ihrem Buch mit solchen Geschlechterstereotypen auf und nimmt dabei insbesondere die beständige Legitimation sozialer Positionierungen (die männliche Eignung für Spitzenpositionen gegenüber der weiblichen Eignung für Care-Arbeit) aufgrund ihrer scheinbar vorprogrammierten Gehirne ins Visier.

Sie spannt dazu einen Bogen über drei große Themenfelder: Wie werden Geschlechterrollen und Geschlechterstereotype gesellschaftlich immer wieder reifiziert und wie übernehmen wir diese Assoziationen beständig in unsere Selbstwahrnehmung, unser Verhalten oder unsere Einstellungen gegenüber anderen (Teil 1)? Welche Rolle spielen hierbei die neurowissenschaftlichen Erklärungen, oder mit Fine gesprochen, die Neurosexismen (Teil 2)? Schließlich, wie werden diese Gender-Stereotype über die Erziehung beständig in die nächste Generation weiter gegeben (Teil 3)?

Das Besondere an diesem Buch ist die Fülle von Forschungsbeispielen, mit denen Fine akribisch die bestehenden Argumentationen der Geschlechterdifferenzforschung aus Psychologie und Neurowissenschaften dekonstruiert. Da geht es zunächst um die tiefgreifende Wirkung des ‚stereotype threat‘: Gender-Zuschreibungen an männliche Durchsetzungskraft, Rationalität, Aggressivität oder Wettbewerbsorientierung gegenüber weiblicher Vernetzung, Empathie oder Fürsorge werden nicht nur immer wieder zugeschrieben. Die Übernahme solcher Zuschreibungen wird beispielsweise schon verstärkt, wenn Studierende vor einem solchen Rating-Versuch nur ihr Geschlecht angeben mussten. Die Vorstellung, Männer könnten sich besser orientieren, verstärkt Leistungsunterschiede in Versuchen zur Mentalen Rotation (ein klassischer Versuch zur Raumorientierung). Wenn die Aufgabenstellung dagegen geschlechtsneutral präsentiert wird, minimieren sich auch die Unterschiede. Für diese Wirkungen des stereotype threat liefert Fine auch eine interessante Erklärung: In neutral präsentierten Leistungstests spielen negative Gefühle gegenüber den eigenen Geschlechtererwartungen kaum eine Rolle; sie werden aber virulent, wenn Tests mit geschlechtlichen Vorurteilen präsentiert werden. Die Unterdrückung der Angst, schlechter abzuschneiden,

und die Kontrolle der negativen Zuschreibungen benötigt zusätzliche kognitive Ressourcen, Gehirnschmalz also, welcher bei der eigentlichen Ausgabenslösung fehlt oder diese verlängert.

Fine gelingt es in ihrem ersten Buchteil, diese permanente ‚Berieselung‘ mit Gender-Stereotypen in allen gesellschaftlichen Sphären und deren Wirkung auf die scheinbar ‚eindeutige‘ Wahrnehmung von scheinbar ‚natürlichen‘ Geschlechterdifferenzen an vielen Beispielen aufzudecken: in der immer noch prägnanten häuslichen Auslebung der Zuschreibung an den männlichen Brotverdiener und die weibliche Versorgerin, im Beruf, in Bewerbungsgesprächen, im Gefühl der Zugehörigkeit zu Berufsfeldern, in Karriereentscheidungen bis hin zum Dilemma, als Frau in Führungspositionen entweder als „competent but cold“ oder „nice but incompetent“ (58) wahrgenommen zu werden.

Das alles ist nicht unbedingt neu, Cordelia Fine gelingt es aber, die wechselseitigen Verstärkungen dieses Gender-Stereotyping Schritt für Schritt und gut nachvollziehbar zu vermitteln. Noch wichtiger: Sie deckt die – oft kruden – biologischen Referenzierungen auf, mit denen nach wie vor gesellschaftliche Segregationen legitimiert werden, beispielsweise, dass berufstätige Frauen ihren Oxytocinmangel nur durch Hausarbeit wieder auffüllen könnten, während Männer einen durch Hausarbeit drohenden Testosteronverlust in jedem Fall vermeiden müssten. Etwas einschränkend ist ihr Fokus vornehmlich auf Frauen bzw. die Übernahme von Gender-Stereotypen in weibliche Identitäten und Rollen. Männer werden vornehmlich als ‚Macher‘ der Stereotype konzeptioniert, Frauen als ‚getriggert‘ durch soziale Normen. Diese Analogie zum Lernen in der Skinner Box vereinfacht die komplexen Prozesse eines performativen ‚doing gender‘ ein wenig zu sehr: Sind wir alle nur Spielball der Stereotype?

Eine besondere Stärke hat das Buch dann im zweiten Teil, in dem Fine detailliert den Bezug zwischen Geschlechtshormonen und Gehirnentwicklung in neuropsychologischen Studien heraus arbeitet: Fötales Testosteron – so die neurowissenschaftliche Argumentation – induziere die Ausdifferenzierung eines männlich lateralisierten Gehirns mit besseren maskulinen (räumlichen, mathematischen) Fähigkeiten – mit Folgen für die Berufswahl. Baron-Cohens „S“ systematisch männliche versus „E“ empathisch weibliche Gehirne, Louann Brizendines weibliche Überemotionalität oder Geschwinds Legitimierung mathematischer Ungleichheit durch scheinbar biologische Differenzen werden hier ebenso dekonstruiert wie die methodischen und interpretativen Verzerrungen oder unzulässigen Übertragungen von Tierversuchen auf den Menschen.

Ein Beispiel sei hier genannt: Fines Analyse der Connellan-Studie zur geschlechterdifferenzierten Aufmerksamkeit Neugeborener (Jungen präferierten Mobiles, Mädchen dagegen Gesichter). Die separate statt simultane Stimuluspräsentation macht methodische Befangenheiten („biases“) sichtbar, indem

die wechselnden Aufmerksamkeiten von Neugeborenen oder situationsabhängige visuelle Fähigkeiten nicht berücksichtigt wurden. Der ‚stereotype threat‘ wird auch hier wieder deutlich, wenn die Versuchsleiterin das Geschlecht der Babies kennt (Studien belegen vielfach solche unbewussten Einflüsse). Diese kritische Analyse ist deshalb so wichtig, weil diese Studie enorm häufig referenziert wird, um zu belegen, dass Jungen-Gehirne zur Erkennung von bewegten Objekten und Mädchen-Gehirne zur Gesichtserkennung ‚vorverdrahtet‘ seien, woraus sich dann wiederum die systematisch-emphatische Geschlechterdifferenz bis zur Berufswahl ableitet. Ebenso verfährt Fine mit den berühmt gewordenen Rhesusaffen-Versuchen: die Bevorzugung von Autos durch männliche Jungtiere gegenüber der Wahl von Puppen durch weibliche. Doch lesen Sie die Auflösung hierzu und zu weiteren Beispielen selbst.

Insgesamt nimmt Fine die Sex-Brain Forschung unter einen kritischen Blick. Ob es um Hirnstrukturen, Hormon-Rezeptoren, die neuronale Dichte oder den berühmten Balken geht, im Vordergrund steht die Suche nach Geschlechterdifferenzen und ihre biologischen Ursachen. Geschlecht wird immer erhoben und Differenzergebnisse, oft nur Beiprodukte anderer Studien, werden gerne publiziert, wohingegen fehlende Differenzen unerwähnt bleiben: ein klassischer ‚publication bias‘. Widersprüchliche Befunde wurden in Metaanalysen differenziert behandelt und hier ist mir Fines Wiedergabe etwas einseitig: „Nonexistent sex differences in language lateralisation, mediated by nonexistent sex differences in corpus callosum structure, are widely believed to explain nonexistent sex differences in language skills“ (138). Hierzu liegen differenziertere Analysen vor, z.B. von Anelis Kaiser et al. (2009) oder Mikel Wallentin (2010).

Im dritten Teil ihres Buches zeigt Fine dann eindrucksvoll auf, wie Gender-Stereotype die Erziehung von Kindern beeinflussen: von der Übernahme der ‚Baby-Färbungen‘ in Rosa und Blau, zur Verstärkung Gender-passender Aktivitäten in der Spielzeugwahl bis zur Vermittlung kultureller Zuschreibungen an Geschlecht durch Kinderbücher und andere Medien. Interessant: Mädchen dürfen eher ‚cross-gender‘-Aktivitäten aufweisen als Jungen: „no sissy boys“ (221) ist anscheinend die wichtigere Botschaft.

Sehr schön ist das Paradox ausdifferenziert, dass selbst Eltern, die ihre Kinder Gender-neutral zu erziehen versuchen, bei dennoch auftretenden Geschlechterdifferenzen auf die biologische Argumentation zurückgreifen, obwohl sie selber über die eigene Erwartungen an potentielle Söhne oder Töchter, über die Beschreibung der Föten mit geschlechtlichen Eigenschaften oder über das eigene Verhalten schon pränatal geschlechtlich differenzieren, ja selbst eine feministische Mutter „finding herself socialising her child into gender roles before he was even born“ (193).

Eindrucksvoll ist nicht zuletzt Fines Ausarbeitung, wie Kinder als ‚Gender-Detektive‘ schon mit zehn Monaten den elterlichen Genderhabitus erken-

nen, wie sie schon in den ersten Lebensjahren Stereotype der gegenderten Welt suchen und übernehmen, wie sie spätestens in Kindergarten und Schule durch Peers zu geschlechtskonformem Verhalten angeleitet werden und wie die Versicherung der eigenen Gruppenzugehörigkeit diese geschlechtliche Selbst-Sozialisation unterstützt. Geschlechterdifferenzen sind Produkt gesellschaftlicher Geschlechterungleichheit und nicht umgekehrt. Vor allem ist nicht die scheinbar ins Gehirn eingeschriebene Geschlechterdifferenz die Ursache für gesellschaftliche Geschlechterungleichheit. Dies ist die wichtigste Botschaft, die Cordelia Fines fundiert vermittelt. Doch Erkenntnis reift langsam und Gesellschaft verändert sich noch langsamer, Neurosexismen werden dagegen immer noch und immer wieder benutzt um alte Stereotype zu festigen.

Ein sehr lesens- und empfehlenswertes Buch – auch für Nicht-Fachmenschen auf psychologischem oder neurowissenschaftlichem Terrain. Ein wenig Kritik sei hier erlaubt. Cordelia Fine dekonstruiert gekonnt Stereotype, ihre eigene Position bleibt aber nicht frei davon: Sie homogenisiert etwas vereinfacht in zwei Geschlechtergruppen, ohne ein ‚dazwischen‘, ohne Geschlechterüberschreitungen oder die Vielfältigkeit auch innerhalb der Geschlechtergruppen in den Blick zu nehmen. Ihrem Buch gebührt das Lob für die Sichtbarmachung und Zugänglichkeit vieler Forschungsreferenzen zur Aufdeckung sozialer Einflüsse auf Geschlechtervorstellungen; es ist aber auch eine Positionierung in diesem Bereich ohne die vollständige Breite des Forschungsfeldes zu referenzieren. Ein wenig nimmt sie die Vernetzung von Kultur und Natur in den Fokus und bezieht sich kurz auf das Konzept der Hirnplastizität, dass die Veränderung von Gehirnstrukturen und -funktionen durch soziales Lernen berücksichtigt. Die wechselseitige Formung und das dynamische ‚embodying‘ von Kultur in Biologie und Biologie in Kultur bleiben in ihrer Analyse allerdings noch wenig berücksichtigt. Hier kann und wird es weitere Bücher geben.

Sigrid Schmitz

Literatur

- Kaiser, Anelis/Haller, Sven/Schmitz, Sigrid/Nitsch, Cordula (2009): On sex/gender related similarities and differences in fMRI language research. In: *Brain Research Reviews*, 61(2), S. 49-59.
- Wallentin, Mikka (2009): Putative sex differences in verbal abilities and language cortex: a critical review. In: *Brain and Language*, 108, S. 175-183.

Matthias Mergl (2011): Der Terror der Selbstverständlichkeit. Widerstand und Utopien im Neo-Individualliberalismus. Münster: Unrast.

Anfang 2010 erschien in der Zeitschrift SPEX ein Artikel des Berliner Künstlers und Schriftstellers Wolfgang Müller, in dem er die These aufstellte, das zurückliegende Jahr sei von der ideologischen Formation des *Neo-Individual-liberalismus* geprägt gewesen. In seinem Buch *Der Terror der Selbstverständlichkeit* unternimmt Matthias Mergl mit Hilfe dieses Begriffs den Versuch einer Zeitdiagnose der deutschen Gesellschaft zum Beginn der 2010er Jahre. Sich im theoretischen Kontext von Queer-Theorie, Kritischer Weißseinsforschung und Postkolonialer Theorie bewegend und den Fokus auf die Parteien FDP und Grüne legend, skizziert Mergl den Neo-Individual-liberalismus als eine „Denkfigur, ein Wahrnehmungsmuster, ein Verhaltensstil“ (43), als eine Ideologie und einen körperpolitischen Dispositiv.

Die Ursprünge dieser Formation sieht Mergl im Zusammengehen der Bestrebungen neoliberaler Wirtschaftspolitik mit den Zielen der sozialen Emanzipationsbewegungen der letzten Jahrzehnte – eine These, die vor allem auf die wegweisende Studie von Boltanski und Chiapello (2003) zurückgeht, auf die sich Mergl aber überraschenderweise nicht explizit beruft. Ein Ergebnis jener Entwicklung sei die Verwirklichung des Versprechens von individueller Freiheit und Selbstverwirklichung, allerdings in dem beschränkten Sinne von kapitalistischer Marktfreiheit und individuellem ‚Aufstieg durch Leistung‘. Diesen Status quo und seine diskursive Verteidigung bezeichnet Mergl als Neo-Individualliberalismus. Mit einem „Gestus der Selbstverständlichkeit“ (7) werde behauptet, dass sämtliche ursprünglich links-alternativen Emanzipationsversprechen verwirklicht seien. Bezug nehmend auf die vermeintlich allgegenwärtige *Diversity* (eine Frau an der Regierungsspitze, ein schwuler Außenminister, ein FDP-Vorsitzender mit ‚Migrationshintergrund‘, etc.) werde erklärt, dass es keine strukturellen Ungleichheiten und Diskriminierungen mehr gebe und jede und jeder durch individuelle Leistungsbereitschaft alles erreichen könne. Der Neo-Individualliberalismus mache sich immun gegen Kritik, indem er Verweise auf das Fortbestehen dieser Asymmetrien als individuelle Befindlichkeit bezeichne. Gesellschaftliche und historische Bedingungen blende der Neo-Individualliberalismus völlig aus, für ihn gebe es nur selbstverantwortliche, freie Individuen. So könne Guido Westerwelle als emblematische Figur dieser Konstellation gelten: Den emanzipatorischen Anspruch der ursprünglichen Schwulenbewegung sowohl dethematisierend als auch ihre Erfolge für selbstverständlich erachtend, geriere sich Westerwelle als jemand, der seinen Erfolg als – ‚unter anderem‘ schwuler – Politiker einzig und allein seiner individuellen Leistung zu verdanken habe. Als kritisches Statement hierzu diskutiert Mergl eine Kunstaktion Wolfgang

Müllers, den ‚*Gays-against-Guido-Button*‘. Dieser könne, so Müller, einen Beitrag dazu leisten, den Neo-Individualliberalismus, wie ihn Westerwelle repräsentiere, in seiner Selbstverständlichkeit und Unsichtbarkeit anzugreifen.

Bezug nehmend auf die aktuelle Diskussion um Queere Rassifizierung und Homonationalismus zeigt Mergl im Folgenden, wie sich die neo-individualliberale Gesellschaft spezifischer Ein- und Ausschlussprozesse bedient, um die Illusion von Offenheit, Diversität und Chancengleichheit aufrecht zu erhalten. Um etwa einen post-homophoben Anschein zu erwecken, würden bestimmte *Queers* unter restriktiven Bedingungen in die ‚Mitte der Gesellschaft‘ geholt. So werde die ‚Akzeptanz von Homosexualität‘ zum zentralen Bestandteil eines westlich-modernen Selbstbildes. Sexismus, Rassismus und Homophobie gelten als überwunden bzw. werden dem vermeintlich vormodernen Anderen (z.B. ‚dem Islam‘) zugeschrieben. Ausgehend von dieser These analysiert Mergl ein Wahlplakat des Grünen-Kreisverbandes Kaarst in Nordrhein-Westfalen. Es zeigte das nackte Gesäß einer jungen schwarzen Frau und zwei weiße, weibliche Hände, die es umklammern. Die Überschrift lautete: ‚Der einzige Grund, schwarz zu wählen‘. Angesprochen auf diese offensichtliche kolonialrassistisch-exotistische Darstellung, hätten die Verantwortlichen nur mit Unverständnis und Abwehr reagiert. Hieran werde, so Mergl, die neo-individualliberale Schiefelage nur allzu deutlich: Das *Diversity*-Selbstverständnis bringe keinesfalls eine Überwindung struktureller Diskriminierungen mit sich, es behindere vielmehr in seiner Selbstgefälligkeit deren Thematisierung.

Mit dem Konzept des Neo-Individualliberalismus gelingt Mergl nicht nur eine scharfsinnige Analyse aktueller (partei)politischer Diskurse und Phänomene, er leistet auch einen interessanten Beitrag zur queeren Ökonomie- und Neoliberalismuskritik, indem er zeigt, dass das Phänomen des Homonationalismus mit der *Diversity*-Ideologie in enger Verbindung steht. Dass Mergl jedoch durchgängig den komplexen Jargon queerer Theorieproduktion bemüht und sich teilweise in weitschweifigen Erläuterungen verliert, stört den Lesefluss und lässt die Vermutung zu, dass ein kürzerer, pointierter Artikel dem Gegenstand gerechter geworden wäre.

Markus Gippert

Literatur

Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.

**Dackweiler, Regina/Schäfer, Reinhild (Hrsg.) (2010):
Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlechterverhältnisse aus
feministischer Perspektive. Forum Frauen- und
Geschlechterforschung, Schriftenreihe der Sektion Frauen-
und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft
für Soziologie. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.**

Der vorliegende Sammelband präsentiert aus aktuellen, vielfältig angelegten, durchgängig sorgfältig recherchierten und kritisch entwickelten Perspektiven die Auseinandersetzung der feministischen Wohlfahrtsstaatsforschung der letzten Jahre mit dem Thema moderne Wohlfahrtsstaaten und hierarchische Geschlechterordnung. Mit dem Ziel, „verschiedenste Facetten der Transformationen der Geschlechterverhältnisse im Zuge des wirtschaftsliberal ausgerichteten Umbaus kapitalistischer Wohlfahrtsstaaten auszu-leuchten“ (11), schließt der Band an die geschlechterreflektierende Wohlfahrtsstaatsforschung seit den 1970er Jahren an, die den Fokus besonders auf ein Geschlechter hierarchisierendes Arrangement zwischen Staat, Markt und Familien und die geschlechterideologisch legitimierte Verteilung der Verantwortung für die Produktion von Sicherheit und Wohlfahrt nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1970er Jahre gerichtet hatte, mit dem Bild des männlichen Familien-Ernährers einerseits und der weiblichen Zuständigkeit für unbezahlte ‚Care‘-Arbeit andererseits („male-breadwinner“-Modell). Die jetzige Ausrichtung erfolgt stärker an einem sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts im Rahmen von neuen sozialen Ungleichheiten und veränderten politischen Ökonomien entwickelten ‚adult-worker‘-orientierten Modell, das den Herausgeberinnen zufolge zur Individualisierung von Frauen und zu tendenziell egalitären Geschlechterverhältnissen beitrage. Im Kern steht dabei vor dem Hintergrund neoliberal ausgerichteter Transformationen „von Markt, Staat und Gesellschaft mittels der Liberalisierung von Waren-, Dienstleistungs- und Finanzmärkten, der Flexibilisierung der Lohnarbeitsverhältnisse, der Privatisierung staatlicher Funktionsbereiche und sozialer Risiken“ der Blick auf „die Auswirkungen dieser an den Leitideen von Eigenverantwortung, Bürgerschaftlichkeit, individueller Flexibilität und Wettbewerbsfähigkeit im Horizont von ‚Standortsicherung‘ und ‚Weltmarktkonkurrenz‘ ausgerichteten Restrukturierung auf Frauen und Männer“ (10). Konkret geht es um die Frage, welche geschlechterselektiven Effekte denn der Um- und Ausbau von sozialen BürgerInnenrechten im Rahmen des ‚adult-worker‘-Modells hat, einschließlich der im Zuge des Abbaus wohlfahrtsstaatlicher Leistungen stattfindenden „fortgesetzten bzw. erneuten Zuweisung unbezahlter Haus- und Versorgungsarbeit an Frauen, also der Re-Familialisierung von Sorgearbeit“ (11), parallel zu sich verschärfenden sozialen Ungleichheiten zwischen Frau-

en abhängig von Familienstatus, Alter, Klassen-, ethnischer und nationaler Zugehörigkeit.

Um aktuellen Veränderungen der Geschlechterverhältnisse durch Re-Definition von sozialen Rechten, Re-Strukturierung sozialer Sicherungssysteme, die neuen Entwicklungen in der Sorgearbeit und Subjektivierungsweisen sowie soziale Kontrolle neoliberaler Wohlfahrtspolitik nachzugehen – dazu zählen z.B. die fortbestehende doppelte Vergesellschaftung von Frauen, die sich nicht zuletzt zunehmend auf eine internationale Arbeitsteilung zwischen Frauen im Sinne einer Übernahme von Sorgearbeit durch Migrantinnen stützt, die Arbeitsmarktpolitik in Folge von Hartz IV oder zunehmende soziale Kontrolle in Re-Familialisierungsprozessen –, analysieren in dem vorliegenden Sammelband zwölf Autorinnen in elf Beiträgen und vier strukturgebenden Kapiteln entlang von drei analytischen Achsen vielschichtig und kritisch den Um- bzw. Abbau des neoliberal orientierten Wohlfahrtsstaates. Die Analysen orientieren sich am Konzept von *citizenship*, an möglichen, umbauorientierten Leitbildern von Wohlfahrtsstaatlichkeit und der Frage nach (neu) verpflichteten bzw. zu verpflichtenden AkteurInnen und Institutionen im ‚aktivierenden‘ Wohlfahrts- bzw. „Wettbewerbs- und Leistungsstaat“. Die durchgängig anregenden Artikel präsentieren dabei Ergebnisse empirischer Untersuchungen wie ambitionierte theoretische Zugänge und identifizieren unterschiedliche Diskursstränge, die sich dazu in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen Wissenschafts- und Politikbereichen entwickelt haben. Jede Autorin bearbeitet dabei inhaltlich anspruchsvoll, facettenreich und avanciert das gesetzte Thema, insgesamt werden hochaktuelle Probleme von zukünftiger Relevanz verhandelt und der Blick auf neue Fragestellungen geöffnet. Der komplette Sammelband ist unbedingt empfehlenswert, einige der Beiträge werden im Folgenden noch einmal genauer betrachtet:

Nachdem die beiden Herausgeberinnen des Sammelbandes das Buchthema differenziert und fundiert vorgestellt und in die einzelnen Teile eingeführt haben, eröffnet *Regina-Maria Dackweiler* den inhaltlichen Reigen und das erste Kapitel „Re-Definition sozialer Rechte“ mit einem bisher nicht erfolgten Blick auf die Neue Frauenbewegung und ihre Rolle als Akteurin im Transformationsprozess wohlfahrtsstaatlicher Geschlechterregime. Unter Bezugnahme auf einen feministisch-revidierten Zugang zum ‚Machtressourcen-Ansatz‘ vergleichender Wohlfahrtsstaatsforschung verfolgt Dackweiler die Frage, wie bzw. wie weitreichend die Neue Frauenbewegung als kollektive Akteurin Anteil hatte an Aus- bzw. aktuellen Umbauprozessen kapitalistischer Wohlfahrtsstaaten, insbesondere mit Blick auf den ‚aktivierenden‘ Wohlfahrtsstaat, und hier eigene Forderungen und Vorstellungen durchsetzte. Illustriert durch empirische Beispiele entwickelt sie ebenso vielschichtig wie geradlinig und spannend zu verfolgen ihren in dieser Systematik neuen „kursorischen Blick“ (22) auf patriarchatskritische feministische Analysen des als post-fordistisch bezeichneten, ‚aktivierenden‘ Wohlfahrtsstaates, um so an-

hand zentraler politischer Forderungen der Neuen Frauenbewegung, wie generative Selbstbestimmung oder Schutz vor Gewalt im sozialen Nahraum, Umverteilung und monetäre Anerkennung von Haus- und Erziehungsarbeit, zu verdeutlichen, wie hier feministische Leitgedanken des Rechts auf Autonomie und Selbstbestimmung zusammenlaufen mit dem Leitgedanken der Pflicht zur Selbstführung und Selbstverantwortung. Ihr Fazit bzw. ihre Antwort auf die Frage nach den Auswirkungen der Forderungen und Strategien der Neuen Frauenbewegung als kollektive Akteurin auf das fordistische und sich abzeichnende post-fordistische Geschlechterregime fällt entsprechend ambivalent aus, angeknüpft wird „für die Weiterentwicklung politischer Interventionen, mobilisierungsfähiger Forderungen und Ziele der Neuen Frauenbewegung hinsichtlich des Zugangs zu und der Re-Definition sozialer Rechte“ (42) an dem politischen Handlungsprogramm der Intersektionalität. Hier bleibt zu prüfen, inwieweit dieses Paradigma hilfreich ist bei der weiteren Analyse geschlechterpolitischer Re-Regulierungsprozesse im Rahmen von Wohlfahrtsstaatlichkeit, vor dem Hintergrund der Bedürfnisinterpretation von Frauen unterschiedlicher Lebenslagen und mit Blick auf die Frage nach den Möglichkeiten der Aufrechterhaltung des kritischen Potentials der Frauenbewegung.

Mit ihrem Beitrag zum „Bedingungslosen Grundeinkommen“ beteiligt sich *Birgit Bütow* an einer der aktuell am stärksten kontrovers diskutierten und spannungsgeladenen gesellschaftlichen sowie sozialpolitischen Debatten, in deren Kern eine radikale Re-Definition bzw. Erweiterung sozialer Rechte steht. Sie verfolgt dabei die Absicht, dieses zwar in den Diskursen internationaler Frauen- und Geschlechterforscherinnen verbreitete, aber in seiner allgemeinen Wahrnehmung immer noch marginalisierte Thema in den nationalen Debatten zu stärken, insbesondere mit Blick auf den Nutzen für die Transformation der Geschlechterverhältnisse. Um der fehlenden Berücksichtigung bestehender hierarchischer Geschlechterverhältnisse als Problemursache in diesem Kontext oder deren möglicher Veränderung als Problemlösung entgegenzutreten und hier eine Lücke zu schließen, analysiert Bütow zunächst die (De-)Thematisierung der Geschlechterverhältnisse in den Debatten zum bedingungslosen Grundeinkommen mit Blick auf die gegenwärtige Krise des Sozialstaats und des Arbeitsmarktes aus einer feministischen Perspektive, um anschließend die internationalen feministischen Perspektiven auf ein bedingungsloses Grundeinkommen in ihrer Vielfalt vorzustellen und abschließend Anschlussstellen zu bisherigen Diskussionen aufzuzeigen und daraus weitergehende Aussichten zu entwickeln. Dies gelingt Bütow auf überzeugende Weise, besonders durch die hervorgehobene Verknüpfung ihrer Darstellungen mit dem „postindustriellen Gedankenexperiment“ von Nancy Fraser (53), das auf der Ebene der Gerechtigkeitsdiskurse und unter besonderer Bezugnahme auf Modelle der Betreuungsarbeit und Umverteilungen von Haus- und Familienarbeit hier zum weitergehenden Denken anregt

und im Fazit letztendlich anknüpft an die Frage, „wie es gelingen kann, beide Pole – Fürsorgetätigkeiten und Erwerbsarbeit – im Sinne von Geschlechtergerechtigkeit miteinander zu verknüpfen“ (62). Nach Birgit Bütow lohnt es sich, über das bedingungslose Grundeinkommen weiter kontrovers zu diskutieren und es perspektivisch als interdisziplinäres Projekt anzulegen und fortzuführen, wobei sie besondere Herausforderungen u.a. darin sieht, die theoretischen Debatten zur Geschlechtergerechtigkeit intensiv weiterzuführen und sich von Seiten der Frauen- und Geschlechterforschung konkret in die sozialpolitische Debatte einzumischen.

Nicht das Grundeinkommen, sondern die Grundsicherung ist eines der zentralen Themen in dem Beitrag von *Brigitte Stolz-Willig* unter der Überschrift „Geschlechtergerechte Arbeitsmarktpolitik nach Hartz IV“ am Beginn des zweiten Kapitels „Re-Strukturierung sozialer Sicherungssysteme“. Unerlässlich in einem Sammelband zu Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlechterverhältnissen ist die Auseinandersetzung mit der spezifischen Verknüpfung der deutschen ‚Aktivierungspolitik‘ im Rahmen der unter dem Begriff ‚Hartz IV‘ firmierenden Sozialgesetzgebung, in der mit dem Übergang vom sogenannten ‚Versorgungsstaat‘ zum ‚aktivierenden Staat‘ Sozialpolitik neu begründet wird, mit einer konservativen Familien- und Geschlechterpolitik, die – so die These von Stolz-Willig – zu einem doppelten Ausschluss- und Verarmungsrisiko von Frauen auf dem Arbeitsmarkt führt. „In der Gleichzeitigkeit von Deregulierung des Arbeitsmarktes und Privatisierung sozialer Sicherungsrisiken“ (69) verstärken sich nach Stolz-Willig, infolge differierender Lebenszusammenhänge und Aufgabenzuschreibungen, Geschlechterdisparitäten und begründen in der Kombination von ‚workfare‘ und Retraditionalisierung ein spezifisch neoliberales Geschlechterregime. Um nun den Konsequenzen der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik auf die Struktur der Arbeits- und Geschlechterverhältnisse nachzugehen und mögliche Reproduktionen traditioneller Geschlechterkonstellationen, neue Spaltungen und Asymmetrien ebenso aufzuspüren wie die die Politik prägenden, geschlechterpolitischen Leitbilder und Auswirkungen der Arbeitsmarktpolitik auf eine eigenständige und ausreichende materielle und soziale Sicherung von Frauen, präsentiert Stolz-Willig empirische Daten zur Arbeitsmarktsituation von Frauen und eine dezidierte Analyse der Arbeitsmarktpolitik und Sozialgesetzgebung. Ihre durchgängige Konzentration auf Fragen von Geschlechterbeziehungen, Geschlechtergleichheiten und mögliche Geschlechtsneutralitäten ermöglicht eine weitergehende fokussierte Reflexion des aktivierenden deutschen Sozialstaats in Bezug auf frauenspezifische Situationen und solche Euphemismen wie die Rede von der ‚Optionalität‘, der ‚Wahlfreiheit‘ und ‚Work-life-Balance‘, hinter denen sich soziale Ungleichheitslagen und Machtpositionen verbergen. Der Beitrag ergänzt durch seine spezifische geschlechterorientierte Sichtweise und die Aufdeckung der Geschlechtergleichstellung verhindernden Anteile die kritische interdisziplinäre Analyse der Hartz-Reformen.

Beispielhaft für das dritte Kapitel „Reorganisation von Sorgearbeit“ steht hier der Beitrag von *Maria S. Rerrich*, die sich mit den Schlagworten „Unsichtbar, unentbehrlich, uneinheitlich“ der Vielfalt der bezahlten Haushaltsarbeit von Migrantinnen widmet. Die Umverteilung von Sorgearbeit zwischen unterschiedlich privilegierten Frauen entlang der Dimensionen Klasse und Ethnie ist seit einigen Jahren ein zunehmend drängendes Thema, dessen Bearbeitung für immer mehr Disziplinen und Professionen zentral wird. Im Kern steht dabei die zentrale Problematik eines Arrangements sozialer Ungleichheit und die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Verantwortungsbereiche von Frauen und Männern, wobei die Nachrangigkeit der Sphäre der Reproduktion mit der gesellschaftlichen Unterordnung des weiblichen Geschlechts einhergeht, aktuell angereichert durch eine Umverteilung von häuslicher Arbeit nicht zwischen Frauen und Männern, sondern zwischen gesellschaftlich unterschiedlich privilegierten Gruppen von Frauen entlang der Dimensionen Klasse und Ethnie. In ihrer empirisch hergeleiteten Analyse unterschiedlicher Arbeitskonstellationen und Typen von Haushaltshilfen sieht Rerrich dies nicht als „Ergebnis einer systematisch durchdachten Strategie, die bewusst entschieden und gezielt verfolgt worden wäre“, sondern eher als „Ergebnis eines historisch gewachsenen patriarchalen Webfehlers im institutionell-konservativen strukturellen Zuschnitt des deutschen Wohlfahrtsstaates“ (152), demzufolge Reproduktionsarbeit trotz eines grundlegend veränderten gesellschaftlichen Kontextes weiterhin als Privatangelegenheit von Familien definiert wird. Der durch die zunehmende Erwerbsbeteiligung von Frauen in Deutschland entstandenen ‚Reproduktionslücke‘ in privaten Haushalten und der dadurch bedingten Nachfrage im informellen Sektor steht ein nahezu unerschöpfliches Angebot von Arbeitskräften aus vielen Nationen gegenüber. Nach Rerrich schafft der Wohlfahrtsstaat so mit einer familienfeindlichen Arbeits- und Bildungspolitik sowie einer Erwerbsarbeitschancen einschränkenden Ausländerpolitik erst den wirklichen Rahmen, in der Haushaltsarbeit – in der öffentlichen Diskussion immer noch trivialisiert und dadurch gesellschaftlich unsichtbar bzw. unterschätzt – aktuell zwischen verschiedenen Gruppen von Frauen aufgeteilt wird. Wichtig ist auch ihr Hinweis, dass nicht vorhersagbar ist, wie sich der Reproduktionsbereich weiter entwickeln wird und ob und wann es gelingen kann, „die erforderliche Anerkennung und Wertschätzung von Reproduktionsarbeit durchzusetzen „und die wohlfahrtsstaatlichen Grundlagen für eine gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Männern an allen Arbeitsbereichen der Gesellschaft zu schaffen“ (164). Das Thema wird also weiterhin aktuell bleiben als Herausforderung im Rahmen künftiger Entwicklungen von Haus- und Familienarbeit sowie internationaler Arbeitsteilungen.

Das vierte und letzte Kapitel steht unter dem Titel „Subjektivierungsweisen und soziale Kontrolle“, *Reinhild Schäfer* widmet sich hier unter der Überschrift „Familie in Ordnung bringen“ den Implikationen des Präventi-

anspruchs „Früher Hilfen“ und damit einem Thema, das Konjunktur hat. Mit dem Hinweis auf die mediale Berichterstattung zu gravierenden Fällen von Kindesvernachlässigung und -misshandlung in den letzten Jahren, dem dadurch entstandenen Eindruck, dass es zu einem enormen Anstieg von schwerer Gewalt gegen Kinder gekommen ist und einer damit in Zusammenhang stehenden nachfolgenden Sensibilisierung der Öffentlichkeit und der Politik sowie einem daraus entstandenen Handlungsdruck, beschäftigt sie sich mit der Prävention von Gewalt in Familien. In ihrer gesellschaftstheoretisch angelegten Auseinandersetzung mit dem Bundes-Aktionsprogramm „Frühe Hilfen für Eltern und Kinder“, welches dazu beitragen soll, elterliche Erziehungskompetenz und den Schutzauftrag der staatlichen Gemeinschaft im Hinblick auf Vernachlässigung und Misshandlung von Säuglingen und Kleinkindern zu stärken, arbeitet sie entlang der Zielsetzung dieses Programms in Bezug auf das Konzept der ‚Sicherheitsgesellschaft‘ heraus, wie im Zuge der sich vollziehenden Transformationen von Wohlfahrtsstaatlichkeit Familie nicht nur als Ort des Privaten und Solidarischen vermehrt ins Zentrum sozialpolitischer Aufmerksamkeit rückt, sondern auch als riskanter Lebenszusammenhang für Kinder und als Adressatin sozialer Kontrolle. Der Bereich der Frühen Hilfen erhält dabei zunehmende Bedeutung, wenn es darum geht, Kinder und deren Familien aus der Perspektive von Risiken und Schutz in den Blick zu nehmen. Die gesellschaftstheoretisch orientierte Analyse der Frühen Hilfen von Schäfer unter dem Blickwinkel von Risiken und Gefährdungen in der „Sicherheitsgesellschaft“ erscheint überzeugend, insbesondere unter Bezugnahme auf mögliche Re-Traditionalisierungsprozesse von Familie. Hier vermutet Schäfer, dass die Wiederentdeckung der Familie als Ressource als Ausdruck einer Re-Familialisierung gesehen werden kann und im Konzept der Frühen Hilfen zudem eine Re-Traditionalisierung familialer Rollen angelegt ist. Weiterer Auseinandersetzungs- und Forschungsbedarf ist bei diesem wichtigen Thema der zunehmenden Privatisierung sozialer Risiken bzw. ihrer Überantwortung in familiäre Lebensarrangements mit Sicherheit auszumachen.

Die Auswahl der konkreter vorgestellten Beiträge lässt keine Rückschlüsse zu auf die Qualität der übrigen Aufsätze, die insgesamt hoch anzusiedeln ist. Noch einmal möchte ich hervorheben, dass der komplette Sammelband im Rahmen einer Beschäftigung mit dem Thema Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlechterverhältnisse in seiner Vielschichtigkeit unbedingt empfehlenswert ist.

Sabine Toppe